

Empathie

Wie ein Polizist mit einer Tasse Kaffee einen Islamisten bezwang

Ob heilige Krieger, Neonazis oder Autonome – ihre Feinde bekämpfen die meisten Gesellschaften mit Härte und Aggression. Eine andere Methode ist effektiver. Und hilft auch gegen die politische Spaltung des Landes.

Eine Reportage von **Bastian Berbner**

14. August 2019, 17:10 Uhr / Editiert am 15. August 2019, 9:51 Uhr / DIE ZEIT Nr. 34/2019, 15. August 2019 / [24 Kommentare](#)

Z+

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN



Eine Kaffeetasse in der Teeküche des Polizeireviers im dänischen Aarhus; der Mentor Erhan Kilic (hinten) und Jamal, ehemaliger Islamist © Tobias Nicolai

An den schlimmsten Sommer seines Lebens erinnert sich der Junge, der hier Jamal heißen möchte, so: Es war das Jahr 2010, er war gerade aus Mekka [<https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2018-08/mekka-hadsch-opferfest-islam-fs-bilder-2>] heimgekehrt und saß, 20 Jahre alt, im Religionsunterricht seiner Schule im dänischen Aarhus. Der Islam, sagte eine Mitschülerin, sei eine Religion aus der Steinzeit, barbarisch und unmenschlich. In Mekka hatte Jamal mit Muslimen aus der ganzen Welt gebetet. Aus Ägypten und Tunesien, aus den USA und China, aus seiner alten Heimat Somalia, in der noch immer Krieg herrschte, und seiner neuen Heimat Dänemark, in die er

als Fünfjähriger mit seiner Familie geflohen war. Zum ersten Mal hatte er religiöse Ekstase verspürt – und jetzt beleidigte dieses Mädchen dieses Gefühl. Jamal sprang auf und schrie: "Dich müsste man steinigen, so wie du redest!"

Am Abend klingelte die Polizei bei Jamal. Der Vater öffnete. Man müsse mit seinem Sohn reden. Jamal war bei Freunden. Am nächsten Morgen fuhr er zur Polizeistation in der Innenstadt. Ein Besprechungsraum, dritter Stock, Abteilung für Gewaltkriminalität. In Jamals Erinnerung lag ein Zettel auf dem Tisch, darauf die Buchstaben: PET. Das Kürzel des dänischen Inlandsgeheimdienstes. Die Polizei sagt, das könne nicht sein, bestätigt aber ansonsten den Ablauf, den Jamal schildert.

"Bist du Muslim?", fragten die Polizisten.

"Ja."

"Du warst in Mekka. Willst du dich in die Luft sprengen?"

"Nein. Nach Mekka zu pilgern ist eine der fünf Säulen des Islams."

Zwei Beamte führen ihn heim und durchsuchten sein Elternhaus. Gemeinsam mit seiner Mutter schaute Jamal zu, wie die Polizisten Schubladen aus Kommoden zogen, Schranktüren öffneten und den Computer seines kleinen Bruders inspizierten. Jetzt demütigten diese Menschen nicht nur ihn, sondern auch seine Familie!

In den Tagen danach schlief er kaum. Aß wenig. Ging nicht zur Schule, verpasste wichtige Prüfungen. Jeden Tag sei er durch den Wald gelaufen, erinnert er sich, allein mit seinen Gedanken. "Warum lässt du dich von diesem Staat so behandeln?" – "Diese Gesellschaft will dich nicht." – "Warum sonst demütigt sie dich so?"

Die Polizei rief an, sie hatte ihm nichts vorzuwerfen. Jamal wollte die Prüfungen nachschreiben. Der Schuldirektor aber entgegnete, er müsse das ganze Jahr wiederholen. Jamal sagte zu seinem Vater, die Polizisten, der Direktor, seine Mitschüler, sie alle seien Rassisten. "Wie können wir Teil dieses Landes sein?"

Dann starb seine Mutter, Herzinfarkt. Zu Hause weinten die Geschwister, der Vater. Wieder in den Wald, voller Wut auf die Gesellschaft, die in Jamals Augen nicht genug getan hatte, um seine Mutter zu retten (auch wenn es dafür keinen Hinweis gab), die nicht wollte, dass er die Schule beendete, die rassistisch war – und dann, hineingetrozt in diesen Furor, ein Gedanke.

"Wenn ihr einen Terroristen wollt, dann gebe ich euch einen Terroristen."

In der Moschee sprach ihn ein Kindheitsfreund an. Jamal erzählte ihm alles, weinend. "Anderen geht es wie dir", sagte der Freund und nahm ihn mit in eine Wohnung in der Vorstadt.

Drei junge Männer, zwei aus Somalia, einer aus Palästina, Bärte und islamische Gewänder. Willkommen, Bruder. Iss etwas. Trink etwas. Sie umarmten ihn zum Abschied.



Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 34/2019. Hier können Sie die gesamte Ausgabe lesen.

[<https://premium.zeit.de/abo/diezeit/2019/34>]

Manchmal sahen sie sich in der Moschee, meistens in der Wohnung. Sie schauten Videos auf YouTube, am liebsten die des amerikanischen Predigers Anwar al-Awlaki, der aus seinem Versteck im Jemen Kämpfer für Al-Kaida rekrutierte. In einem Video sagte er: "Der Heilige Krieg ist meine Pflicht, wie er die Pflicht jedes Muslims ist." Jamal und seine Freunde beschlossen, zu kämpfen.

Wenn Jamal von jenem Sommer vor neun Jahren erzählt, am Küchentisch seiner Wohnung in Aarhus, dann spricht er, als laufe in seinem Kopf ein Film ab – was auch daran liegen mag, dass er Übung darin hat, seine Geschichte zu erzählen. Seit einiger Zeit

interessieren sich viele Menschen für sie, weit über Dänemark hinaus.

Im Sommer 2012 klingelte in der Polizeistation in der Innenstadt von Aarhus das Telefon von Thorleif Link, Polizist der Präventionseinheit. Link hob ab, er hörte die Stimme eines Mannes, der sagte, sein Sohn sei seit zwei Wochen verschwunden. Bald darauf klingelte Links Telefon wieder. Ein weiterer Vater, er hatte seinen Sohn seit drei Tagen nicht gesehen.

In Aarhus, 277.000 Menschen, Katalog-Skandinavien, verschwinden selten Jugendliche. Schon gar nicht zwei innerhalb so kurzer Zeit. Jemand klopfte an Links Bürotür. Noch ein Vater. Aus drei verschwundenen Jugendlichen wurden fünf, zehn, zwölf, schließlich sechsendreißig. Alle waren Muslime.

Syrien war, wie einst Afghanistan und später der Irak, zu einem Magneten für die dschihadistische Internationale geworden. Jetzt hatte er die Jugendlichen aus Aarhus angezogen. Thorleif Link ging nicht nur davon aus, dass sie in Syrien lernten, Sprengstoffwesten zu bauen und Kalaschnikows zu bedienen, sondern auch davon, dass einige zurückkommen würden nach Aarhus, in die Stadt, für deren Sicherheit er mitverantwortlich war. Er hatte also ein Problem.

Wenn eine Gesellschaft in ihrem Inneren einen Feind entdeckt, zum Beispiel Neonazis, die einen Anschlag planen, Linksautonome, die Molotowcocktails bauen, oder Jugendliche, die in den Dschihad ziehen – wie soll sie darauf antworten? Wie bekämpft sie diese Feinde am effektivsten?



Der exklusive Newsletter für Abonnenten

Wir empfehlen Ihnen per E-Mail die besten Artikel aus Ihrem Abonnement. Wie oft möchten Sie den Newsletter erhalten?

- Am Wochenende
 Täglich

NEWSLETTER ABONNIEREN

Meistens reagieren Staaten auf solche Bedrohungen, indem sie Härte zeigen und zurückschlagen. Sie hören Telefone ab, frieren Bankkonten ein, manchmal schicken sie Agenten los oder lassen Drohnen in den Himmel steigen. Sie versuchen, ihre Feinde einzusperren, sie vielleicht sogar zu töten.



Der exklusive Newsletter für Abonnenten

Wir empfehlen Ihnen per E-Mail die besten Artikel aus Ihrem Abonnement. Wie oft möchten Sie den Newsletter erhalten?

- Am Wochenende
 Täglich

NEWSLETTER ABONNIEREN

Thorleif Link hatte keine Agenten. Auch keine Drohnen. Was er hatte, war die Erfahrung aus 26 Jahren Polizeidienst, und die sagte ihm: Vielleicht solltest du diese jungen Leute mal zu dir einladen.

Aus der Nähe hasst es sich schwerer

Der amerikanische Sozialpsychologe Nicholas Epley erzählt in seinem Buch *Mindwise*, in dem er die Eigenheiten der menschlichen Kommunikation untersucht, von einem Campingausflug mit seinem Sohn. Epley war mit dem Lagerfeuer beschäftigt, während der Sohn mit einem Taschenmesser an einem Ast herumsäbelte. Die Klinge rutschte ab und fuhr dem Jungen in die Hand.

Epley hatte seinem Sohn den Rücken zugekehrt. Als er den Schrei hörte, wirbelte er im Bruchteil einer Sekunde herum und wusste in einem weiteren Bruchteil derselben Sekunde,

was passiert war. Automatisch hatte sein Gehirn, schon in der Drehung, seinen Blick auf die Augen des Sohnes gelenkt. Die zeigten nach unten. Epleys Blick folgte dieser Richtung und endete auf der Handfläche des Jungen. Nicht auf dem Handgelenk, nicht auf dem Daumen, nicht auf dem Zeigefinger, sondern auf der Handfläche.

Selbst mit viel Zeit und einem Winkelmesser, schreibt Epley, wäre er nicht in der Lage, einen Winkel korrekt zu bestimmen. Aber in dieser Situation schaffte es sein Hirn in kürzester Zeit, den Blickwinkel seines Sohnes auf eine Dezimalstelle genau zu erfassen. Die Sekunde war immer noch nicht verstrichen, da zuckte Epley zusammen, als ob er sich selbst in die Hand geschnitten hätte. Sein Körper spürte den Schmerz des Jungen.

Es gibt Situationen, in denen synchronisieren wir Menschen unsere Körper. Haben Sie schon mal versucht, nicht zurückzulächeln, wenn jemand Sie anlächelt? Nicht zurückzuwinken, wenn jemand Ihnen zuwinkt? Das ist nicht einfach. Bei ihm gehe es so weit, schreibt Epley, der die Fußballmannschaft seines Sohnes trainiert, dass er an der Seitenlinie Abstand halten muss zu anderen Menschen, weil er manchmal, wenn einer seiner Spieler auf dem Feld zum Schuss ansetzt, ebenfalls ausholt. Man nennt das limbische Synchronität.

Sie ist tief in unserer Biologie verankert. Wenn wir einen Menschen mögen, spiegeln wir seine Körperhaltung. In der Regel merken wir das nicht mal. Dafür verantwortlich sind sogenannte Spiegelneuronen, Nervenzellen im Hirn, die der italienische Forscher Giacomo Rizzolatti 1992 erstmals bei Makaken beschrieb. Rizzolatti hatte bemerkt, dass im Hirn der Affen die Neuronen auf dieselbe Weise feuerten, egal, ob sie selbst nach einer Erdnuss griffen oder ob sie ein anderes Tier nach einer Erdnuss greifen sahen.

In einem Moment, wie ihn Epley mit seinem Sohn beim Campen erlebt hat, synchronisieren sich erst die Augen, dann die Körper – und schließlich der Geist. Menschen fühlen dann gleich. In diesem Fall Schmerz. Geht der Schuss seines Spielers ins Tor, Freude. Geht er daneben, Enttäuschung. Das nennt man Empathie.

Empathie [<https://www.zeit.de/zeit-wissen/2016/01/empathie-fluechtlinge-mensch-evolution>] stellt sich nicht nur ein, wenn wir jemanden mögen, wie Epley seinen Sohn oder seine Fußballspieler, sondern fast immer, wenn wir einem anderen Menschen räumlich nahe kommen (ohne ihm natürlich zu nahe zu kommen).

So mächtig ist dieser Mechanismus, dass selbst professionelle Feinde sich seiner Wirkung nur schwer entziehen können. Untersuchungen haben gezeigt: Soldaten fällt es leicht, aus großer Distanz auf einen Gegner zu schießen. Sie sehen dann nur eine Silhouette, eine Standarte, eine Uniform. Steht der Feind nah vor ihnen, fällt es ihnen schwer. Dann sehen sie ein Gesicht, Augen, die Angst darin. Sie sehen keinen Feind, sondern einen Menschen.

Der Schriftsteller George Orwell, der im Spanischen Bürgerkrieg kämpfte, beschrieb ein Erlebnis: "Ein Mann, wahrscheinlich ein Bote mit einer Nachricht, sprang aus dem Schützengraben und rannte in bester Sicht auf dem Wall entlang. Er war nur halb bekleidet

und hielt mit beiden Händen seine Hose fest. Ich habe nicht auf ihn geschossen. Ich war gekommen, um Faschisten zu töten, aber ein Mann, der seine Hose festhält, ist kein Faschist, er ist offenkundig ein Mensch, wie du selbst."

Es gibt auch Menschen, die in einer ähnlichen Situation, wie sie George Orwell erlebte, genussvoll abdrücken. Die mit Freude den tödlichen Schuss abfeuern, die Granate werfen, die Bombe zünden. So wie KZ-Wächter, Amokläufer, Attentäter und Massenmörder. Menschen, in deren Köpfen ideologische Indoktrination oder psychische Krankheiten jegliche Empathie blockieren.

Für alle anderen aber gilt: Aus der Nähe hasst es sich sehr viel schwerer als aus der Distanz.

Bald kehrte tatsächlich einer der Jugendlichen aus Syrien nach Aarhus zurück. Die Polizei hatte nichts gegen ihn in der Hand, also lud ihn Thorleif Link ein, auf der Polizeiwache vorbeizukommen. Der Junge hatte dünne Arme, volles schwarzes Haar und eine Schusswunde in der Schulter. Link bat ihn in die Teeküche im ersten Stock. "Tee oder Kaffee?" Der Junge erzählte, er habe in Syrien Lastwagen für eine Hilfsorganisation gefahren. An einer Straßensperre habe ein Islamist herumgeballert, eine Kugel habe ihn an der Schulter erwischt.

Link glaubte ihm nicht. Aber das war egal, es war der Job seiner Kollegen der ermittelnden Einheit, die Wahrheit herausfinden. Sein Job war es, dafür zu sorgen, dass dieser junge Mann in Dänemark keine Dummheiten anstellen würde. Link schickte ihn ins Krankenhaus, wegen der Schulter. Dann machte er ihm einen Termin beim Psychologen.

Einige Tage später rief der Junge an. Ob ein Freund, der mit ihm in Syrien gewesen sei, auch mal vorbeikommen könne?

Tee oder Kaffee? Link spürte, auch dieser Junge war überrascht, dass ein Polizist, ein Feind, so nett zu ihm war. Dann rief der Junge erneut an. Einer seiner Freunde traue sich nicht aus Syrien nach Hause. Link sagte, er solle den Freund anrufen. Wenige Tage später saß auch der in Links Büro. Tee? Kaffee?

Diese jungen Männer, das sei sein Gefühl gewesen, sagt Link, suchten einen Ausweg – und er wollte ihnen einen bieten. Schnell sprach sich herum, dass da dieser Polizist war, der nicht gleich vorverurteilt, sondern erst mal einen Kaffee aufsetzt. Wieder klingelte Links Telefon. Viele der Jugendlichen kamen wieder, alle wollten sie mit ihm sprechen.

"Ich bin ich selbst"

Jamal stand in der Küche seiner Eltern, als sein Handy vibrierte, unbekannte Nummer. "Hallo, mein Name ist Thorleif, ich arbeite für die Polizei. Willst du mal vorbeikommen und mit mir einen Kaffee trinken?"

Einer von Jamals Freunden war damals bereits in einer Koranschule in Pakistan, Jamal wollte ihm folgen, aber noch war er in Aarhus – und jetzt schrie er, so erinnern sich beide

Gesprächspartner, ins Telefon: "Verpiss dich! Ihr habt mein Leben ruiniert!"

"Die Polizei hat dich falsch behandelt", sagte Link, "das tut mir leid."

Jamal war sprachlos. Ein Polizist, ein Vertreter der Gesellschaft, von der er sich ausgestoßen, gedemütigt, provoziert fühlte, hatte sich gerade bei ihm entschuldigt.

"Komm doch mal auf einen Kaffee vorbei." Der Polizist insistierte, wieder und wieder, bis Jamal irgendwann sagte: "Okay."

Der Polizist, ein breitschultriger, gemütlich aussehender Mann, empfing ihn mit einem Lächeln. Das prägte sich Jamal ein. Das Gesicht des Systems, es lächelte.

"Willkommen, Jamal, schön, dich zu sehen. Tee oder Kaffee?" Thorleif Link fragte, wie es ihm gehe. Jamal schimpfte. Aber dieser Polizist lächelte einfach weiter. Jamal sagt, er habe gedacht: Der muss das spielen. Polizisten sind böse. Polizisten lächeln nicht.

Nach Pakistan zu gehen sei nicht verboten, sagte Jamal. Ja, das stimme, sagte Link. Sie redeten etwa eine Stunde, und mit jeder Minute erschien etwas plausibler, was Jamal für unmöglich gehalten hatte: Vielleicht meinte es dieser Polizist ernst. Am Ende sagte Link: "Bevor du nach Pakistan gehst, möchte ich dir einen dänischen Muslim vorstellen."

Einen dänischen Muslim gab es in Jamals Weltbild nicht. Entweder du warst Muslim oder Däne. Als er einige Tage später Thorleif Links Büro betrat, saß neben dem Polizisten ein schlanker Mann um die dreißig.

"Salam alaikum", sagte Jamal.

"Wa-alaikum as-salam", sagte der Mann.

Erhan Kilic hatte sich einen bärtigen, aggressiven Mann vorgestellt, als ihn Thorleif Link gefragt hatte, ob er Mentor eines jungen Islamisten werden wolle. Aber jetzt war dieser schmale Kerl durch die Tür gekommen, dessen Augen unsicher im Raum umherwanderten. Link stellte ihn vor: Erhan Kilic, praktizierender Muslim, ursprünglich aus der Türkei stammend, Jura-Student. Kilic erinnert sich, dass Jamal fragte: "Weißt du, was diese Menschen mir angetan haben?" – "Nein, aber erzähl es mir."

Jamal sprach schnell und laut, Kilic unterbrach ihn nicht. Irgendwann wurde Jamals Stimme leiser, und als er fertig war, sagte Kilic: "Ohne Zweifel wurdest du schlecht behandelt. Aber der einzige Mensch, den du mit deinem Verhalten verletzt, bist du selbst."

Kilic erzählte von seiner Familie, seinem Haus, davon, dass er bald als Anwalt arbeiten werde. Auf Jamal wirkte Erhan Kilic wie ein glücklicher Mann.

"Du kannst nach Pakistan gehen, wenn du willst", sagte Kilic. "Aber überleg mal: Alle dort sind Muslime. Der Muezzin ruft zum Gebet. Alle fasten im Ramadan. In Dänemark gibt es wenige Muslime, keinen Muezzin. Im Ramadan fasten nur wenige. Du musst selbst an alles denken. Wo ist es einfacher, Muslim zu sein?"

"In Pakistan", sagte Jamal.

"Was, denkst du, schätzt Gott mehr: wenn du als Muslim den einfachen Weg gehst oder den schweren?"

"Den schweren", sagte Jamal.

Mit nur zwei Fragen hatte es dieser Erhan geschafft, ihn in seiner Entscheidung zu verunsichern.

Einige Tage später trafen sich die beiden in einem Café in der Innenstadt, das Kilic vorgeschlagen hatte. Jamal fiel auf, dass sie die einzigen Gäste mit schwarzen Haaren waren. Wenn Jamal damals ausging, dann trank er mit Freunden Tee in einer der Schawarma-Bars in der Nähe seiner Wohnung. An einem Ort wie diesem, wo Menschen Wein trinken und Weiße-Leute-Essen essen, war er fremd. Wohin mit seiner Jacke? Er schaute zu Kilic und legte sie, wie er, auf den Stuhl neben sich. Was isst man hier? Er bestellte, was Kilic bestellte, Waffeln mit Schokoladensoße. Isst man das mit den Händen? Er machte es wie Kilic und nahm Messer und Gabel.

Beide erinnern sich, wie Jamal in den Raum deutete und fragte: "Bist du Teil von denen oder Teil von uns?"

"Ich bin ich selbst", sagte Kilic.

Die meiste Zeit sprachen sie über den Islam, die Religion, die sie gleichzeitig verband und trennte. Dann spazierten sie am Hafen entlang. Sie trafen sich zwei-, dreimal die Woche. In Cafés, Restaurants, im Kino. Manchmal versetzte Jamal seinen Mentor, manchmal ging er tagelang nicht ans Telefon, sodass sich Kilic Sorgen machte, manchmal hatte Kilic beim nächsten Treffen den Eindruck, er müsse wieder von vorn anfangen. Häufig aber ging Jamal nach den Treffen zu seinen Freunden und sagte: "Gebt mir ein Argument. Was soll ich ihm entgegenhalten? Ich verliere diese Debatten."

Je mehr Kontakt, desto mehr Sympathie

Es dauerte etwa sechs Monate, erinnert sich Jamal, da sah er plötzlich Nuancen, wo vorher nur Schwarz oder Weiß gewesen war. Vielleicht war der Schuldirektor rassistisch, aber das bedeutete nicht, dass die ganze Gesellschaft rassistisch war. Die Polizisten hatten ihn schlecht behandelt, aber das bedeutete nicht, dass alle Polizisten so waren. Ja, es gab dänische Muslime, Erhan zum Beispiel.

Jamal ging wieder zur Schule, er wiederholte das Jahr und machte seinen Abschluss. Seine Freunde aus der Vorstadt sah er kaum mehr, irgendwann hörte er, dass einer von ihnen in Syrien getötet worden sei, ein anderer wurde vermisst. Jamal hatte da schon ein Controlling-Studium begonnen. Als Dänemark 2015 ein neues Parlament wählte, half Jamal, mittlerweile 25 Jahre alt, dabei, im Rathaus die Stimmen auszuzählen.

Die Versuchung ist groß, Jamals Veränderung seiner eigenen Offenheit zuzuschreiben, oder dem Charisma dieses einen Polizisten, oder der Vorbildfunktion dieses einen Jura-Studenten. Man kann sie zur Ausnahme erklären, rührend und erbauend, aber eben ohne Bedeutung über dieses Einzelschicksal hinaus. Kann man. Oder man wendet den Blick auf den Nachmittag des 13. März 1945.

In den sechs Tagen zuvor hatten amerikanische Soldaten südlich von Bonn, nahe der Stadt Remagen, erstmals den Rhein überquert und einen Hügel erstürmt, aber jetzt saßen sie fest. In einer der letzten großen Schlachten des Zweiten Weltkriegs attackierte die deutsche Wehrmacht immer wieder die amerikanische Stellung. Maschinengewehrfeuer, Bombenangriffe. Die Amerikaner brauchten dringend Verstärkung.

Nun, an diesem 13. März, sahen sie plötzlich Soldaten aus dem nahen Wald treten. Der Autor David Colley, der später mit Veteranen sprach, beschreibt den Moment so: "Erleichtert sahen sie, dass die Männer olivfarbene Uniformen und die topfartigen Helme der US-Armee trugen. Aber als sie näher kamen, wurde aus der Erleichterung der GIs Schock. Es waren schwarze Amerikaner, die ihnen zu Hilfe eilten, und – noch erstaunlicher – sie waren nicht hier, um sie abzulösen, sondern um mit ihnen gemeinsam zu kämpfen."

In dieser Notsituation am Rhein brach die US-Armee zum ersten Mal in ihrer Geschichte mit der Doktrin der Segregation. Wie in der gesamten amerikanischen Gesellschaft galt damals auch beim Militär die Rassentrennung. So wie Schwarze und Weiße nicht in derselben Schule lernen oder im selben Bus fahren durften, war es ihnen auch verboten, in derselben Einheit zu kämpfen. Bis zu jenem Tag, als der Krieg der Armee keine Wahl ließ. Die einzigen Soldaten, die bei Remagen helfen konnten, waren schwarz.

Einer von ihnen, J. Cameron Wade, sagte später der *Washington Post*: "Wir aßen zusammen, schliefen zusammen, kämpften zusammen. Es gab keine Zwischenfälle, die Armee konnte es nicht glauben." Sie hielten die Stellung.

Der Krieg hatte ein Gesellschaftsexperiment geboren. Ein winziger Teil Amerikas gab für kurze Zeit die Rassentrennung auf. Die Army schickte Forscher los, um die Soldaten zu befragen.

Zuvor hatten die Schwarzen als feige gegolten. Offiziere hatten angenommen, sie würden unter Beschuss einfach weglaufen. Der General George Patton, der die Landung der amerikanischen Truppen in Nordafrika befehligt hatte, hatte in einem Brief an seine Frau geschrieben: "Ein farbiger Soldat kann nicht schnell genug denken, um in Ausrüstung zu kämpfen."

Nach der Schlacht antworteten 84 Prozent der weißen Soldaten auf die Frage, wie ihre schwarzen Kameraden gekämpft hatten, mit "sehr gut". Und die restlichen 16 Prozent mit "gut".

Ein Kompaniechef aus Nevada sagte den Forschern: "Man würde denken, es kann nicht funktionieren. Tat es aber."

Ein Sergeant aus South Carolina: "Als wir sahen, wie sie kämpften, änderte ich meine Meinung."

Ein Zugführer aus Texas: "Wir alle haben Schwierigkeiten erwartet – es gab keine."

Was für Jamal die Treffen mit Thorleif Link und Erhan Kilic waren, war für diese Soldaten der Krieg – er zwang sie, die Wahrheit zu sehen, die Menschlichkeit des anderen. Er zertrümmerte ihre Vorurteile.

Die Army-Forscher befragten damals nicht nur die Soldaten vor Remagen, sondern 1710 weiße Kämpfer überall in Europa. Und sie fanden heraus: Je näher diese ihren schwarzen Kameraden kamen, desto lieber mochten sie sie, desto mehr änderten sie ihre Meinungen. Nicht Einzelne, sondern fast alle. Nicht einmal die Soldaten aus den besonders rassistischen Südstaaten waren eine Ausnahme.

Nach dem Krieg fielen die Ergebnisse der Armee-Umfrage Gordon Allport in die Hände, einem Sozialpsychologen der Universität Harvard, der an einem Buch über Vorurteile arbeitete. Sie passten zu einer anderen Studie, die er gefunden hatte.

Vor einer Klassenfahrt nach Chicago im Jahr 1941 wurden 27 Schüler einer Highschool aus Ohio gebeten, all ihre Klassenkameraden auf einer Skala von eins ("wir sind ganz eng, beste Freunde") bis sieben ("würde ich am liebsten gar nicht kennen") zu verorten. Dann verbrachten sie eine Woche in Chicago, besuchten eine Bank, ein Schlachthaus, eine Autofabrik. Sie teilten sich Hotelzimmer und aßen gemeinsam. Nach ihrer Rückkehr beantworteten sie die Fragen erneut. 20 von 27 Schülern waren jetzt beliebter als vorher, unter ihnen viele Angehörige von Minderheiten. Auch hier hatte der intensivere Kontakt dazu geführt, dass sich Vorurteile abgebaut hatten, die Klasse war enger zusammengerückt.

Allport durchforstete weitere Umfragen und Untersuchungen, mal ging es um Nachbarn, mal um Kollegen, und immer wieder fand er denselben Mechanismus: Je mehr Kontakt Menschen unterschiedlicher Gruppen miteinander hatten, desto mehr Sympathie empfanden sie füreinander. 1954 veröffentlichte er sein Buch und begründete darin die sogenannte Kontakthypothese.

Was ein Wissenschaftler im Jahr 2019 vielleicht als anekdotischen Schnickschnack abtun würde – Soldaten in einer lebensbedrohlichen Situation, 27 Schüler, was sagt das schon aus? –, zog in den Jahrzehnten nach Erscheinen von Allports Buch Tausende Folgestudien nach sich. Wissenschaftler testeten die Effekte von Kontakt auf Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, sie machten nicht nur Experimente in den USA, sondern auch in China, Nigeria und Indien, mal im Labor und mal im "Feld", wie Sozialpsychologen die reale Welt nennen, sie vergrößerten die Stichproben und bedienten sich der neuesten statistischen Methoden. Bis heute kommen sie zu sehr ähnlichen Ergebnissen.

Das Töten hat nicht viel geholfen

Die Sozialpsychologen Sarah Gaither und Samuel Sommers wiesen vor einigen Jahren nach, dass weiße Studenten in den USA, die mit nichtweißen Studenten zusammenwohnten, nach vier Monaten einen diverseren Freundeskreis hatten und Diversität grundsätzlich mehr Bedeutung beimaßen.

Die Sozialpsychologin Juliana Schroeder fand wenig später heraus, dass israelische und palästinensische Jugendliche, die während eines dreiwöchigen Campingtrips Freundschaften geschlossen hatten, dauerhaft positiver über die "andere Seite" dachten.

Der Harvard-Ökonom Gautam Rao zeigte in diesem Frühjahr, dass an teuren indischen Privatschulen, die von der Regierung gezwungen wurden, auch Kinder aus armen Familien aufzunehmen, die Oberschichtkinder, die zuvor auch außerhalb der Schule unter sich geblieben waren, ihr diskriminierendes Verhalten abbauten.

Immer wieder bestätigt sich Allports Mechanismus: Wenn sich Menschen, die einander hassen, persönlich begegnen, dann übernimmt meist früher oder später die Empathie. Sie reißt dem Gegenüber die Etiketten vom Leib, die vorher aus der Ferne angebracht worden waren. "System", "Islamist", "Feind", "Faschist", all das verliert seine Bedeutung, bis nur noch eins übrig bleibt: ein Mensch.

Wissenschaftler der amerikanischen Brown University haben jüngst eine Zwischenbilanz des amerikanischen Kampfes gegen den Terror gezogen. In einer der umfangreichsten Studien, die je zum Thema gemacht wurden, rechneten sie aus, dass die Reaktionen auf den 11. September, die Kriege in Afghanistan und im Irak, die Geheimgefängnisse der CIA, der Drohnenkrieg, Maßnahmen in insgesamt 76 Ländern, mindestens 5,9 Billionen Dollar gekostet haben – damit hätte die US-Regierung jeder einzelnen amerikanischen Stadt eine Elbphilharmonie bauen können.

Dennoch gibt es heute viermal so viele sunnitische Dschihadisten auf der Welt wie am 11. September 2001. Die Härte, die Aggression, das Töten, sie haben nicht viel geholfen.

Stellen wir uns einen Islamisten vor, gegen den die amerikanische Regierung in ihrem *war on terror* vorgegangen ist. Vielleicht wurde er umgebracht, zum Beispiel von einer Drohne. Wenn nicht, wurde er vielleicht gefoltert, zum Beispiel in Guantánamo oder Abu Ghraib. Sollte dieser Mensch wieder freikommen, wovon wird er sein Leben lang erzählen? Wahrscheinlich von der Brutalität Amerikas. Von der Menschenrechts-Heuchelei. Von seinen Schmerzen.

Stellen wir uns jetzt die Familie dieses Islamisten vor, seine Freunde und Bekannten. Wovon werden sie erzählen? Für sie ist dieser Mensch ja nicht in erster Linie Terrorist, sondern Sohn, Vater, Freund oder Mannschaftskamerad. Wenn sie vorher nicht antiamerikanisch waren, sind es einige von ihnen vielleicht jetzt.

Jeder Schlag im amerikanischen Kampf gegen den Terror gleicht einem Stein, der ins Wasser geworfen wird und Wellen in alle Richtungen aussendet, Wellen des Hasses, der Wut, der

Rachlust. Kurzfristig kann es sehr sinnvoll sein, Bomben auf Ausbildungslager von Al-Kaida zu werfen oder mit Soldaten das Kalifat des IS zu zerstören, die dschihadistische Ideologie aber verschwindet dadurch nicht. Immer wachsen irgendwo neue Terroristen heran.

Jetzt, da die Herrschaft des IS zusammengebrochen ist, hat auch Thorleif Link Bilanz gezogen. Von den 36 Jugendlichen, die aus Aarhus nach Syrien gereist waren, sind zehn im Krieg gestorben, sechs werden vermisst. Zwanzig sind zurückgekommen, alle saßen sie in Links Büro und tranken Kaffee oder Tee mit ihm, allen stellte er einen Mentor wie Erhan Kilic zur Seite. Alle führen sie heute wieder ein normales Leben.

Dutzende Islamisten, die – wie Jamal – ausreisen wollten, es aber noch nicht getan hatten, wurden ebenfalls erfolgreich reintegriert. Von den mehr als hundert Jugendlichen, die das Präventionsprogramm der Polizei in Aarhus durchlaufen haben, ist ein einziger gestorben. Auch ihm hatte Link einen Mentor zur Seite gestellt, der sich über Jahre mit ihm getroffen hat. Die Behörden hatten alles probiert, am Ende schloss er sich trotzdem dem IS an und starb in Syrien. Die anderen leben als unauffällige Bürger in Aarhus, sagt die Polizei.

Wovon wird ein Islamist erzählen, gegen den Thorleif Links Anti-Terror-Strategie eingesetzt wurde? Von der Menschlichkeit, die Dänemark gezeigt hat. Wovon werden seine Familie, seine Freunde und Bekannten erzählen? Jamals Vater zum Beispiel ist nicht wütend auf Dänemark, sondern dankbar, dass er seinen Sohn zurückbekam. Dass er auf dessen Hochzeit tanzen und dessen Uni-Abschluss feiern konnte. Vermutlich sind viele dieser Menschen - Dänemark enger verbunden als vorher.

Auch ein Schlag im dänischen Kampf gegen den Terror gleicht einem Stein, der ins Wasser geworfen wird. Auch er sendet Wellen in alle Richtungen. Wellen der Dankbarkeit und der Sympathie. Statt Terroristen wachsen treuere Staatsbürger heran.

Die Polizisten haben es geschafft, aus der in der menschlichen Biologie verankerten Empathiefähigkeit eine Anti-Terror-Strategie zu machen. Thorleif Link hat gelächelt. Jamal hat zurückgelächelt. Ohne je von Spiegelneuronen oder limbischer Synchronität gehört zu haben, sagt Jamal: "Du kannst nicht wütend auf jemanden sein, der lächelt." Im Café legte Erhan Kilic seine Jacke auf einen Stuhl, Jamal machte es nach. Kilic bestellte Waffeln. Jamal ebenso. Kilic aß mit Messer und Gabel. Jamal auch. Erst synchronisierten sie ihre Augen, dann ihre Körper, dann ihren Geist. Sie fühlten Empathie.

Thorleif Link und Erhan Kilic schafften, was die USA in ihrem Krieg gegen den Terrorismus vergeblich versuchten, sie gewannen Menschen für sich, deren *hearts and minds*.

In Aarhus wenden Link und seine Kollegen dieselbe Methode gegen Rechtsextremisten an. Auch Neonazis sitzen manchmal in der Teeküche im ersten Stock ihres Reviers. Vor einigen Jahren sei es ihnen gelungen, sagt Links Vorgesetzter Allan Aarslev, die drei führenden Neonazis der Region zum Ausstieg aus der rechtsextremen Szene zu bringen. In Aarhus gebe es heute fast keine Islamisten und keine Rechtsextremisten mehr. Das Präventionsprogramm existiere weiter. Nur habe es nicht mehr viele Kunden, sagt Aarslev.

Keine Friede-Freude-Eierkuchen-Welt

Im vorigen Jahr nahmen 19.000 Menschen an einer Initiative von ZEIT ONLINE namens "Deutschland spricht" [<https://www.zeit.de/serie/deutschland-spricht>] teil. Im ganzen Land trafen sich politische Gegner zu Zweiergesprächen. In Biergärten, Cafés, Parks diskutierten sie über die Flüchtlingspolitik, den Islam oder sonst etwas, das sie trennte. Danach beantworteten viele von ihnen einen Fragebogen von Wissenschaftlern der Universität Bonn. Die Ergebnisse zeigen: Die Gespräche haben Vorurteile reduziert. Und, so schreiben die Autoren der Studie, die jetzt vorliegt, solche politischen Gespräche können insgesamt den sozialen Zusammenhalt stärken [<https://www.zeit.de/2019/34/armin-falk-deutschland-spricht-zuhoeren-verhaltensforschung>].

Gordon Allports Mechanismus, die Magie des Kontakts, hilft nicht nur gegen den extremen Hass der Islamisten und Neonazis, sondern auch gegen den alltäglichen Hass, der gerade viele Gesellschaften des Westens, auch die deutsche, zu zerreißen droht. Denn es ist ja ganz ähnlich wie damals bei den weißen Soldaten. Vor Flüchtlingen fürchten sich vor allem jene, die keine kennen. Pegida mobilisiert gegen den Islam dort, wo kaum Muslime leben, in Sachsen. Und AfD-Wähler werden vor allem dort als Nazis beschimpft, wo es nicht so viele von ihnen gibt, in den Großstädten. Es sind die Abwesenden, die Ängste auslösen. Der Hass basiert häufig auf einem aus der Ferne kultivierten Vorurteil.

Es ist wie bei Landkarten aus dem Mittelalter. Darauf sind manchmal Seeungeheuer zu sehen. Jedes Mal muss in irgendeiner Schreibstube eines Klosters ein Mönch seine Feder in Tinte getunkt haben, und dann malte er, bar jeder verlässlichen Information über den Ort, den er zu illustrieren beabsichtigte, riesige Schlangen, Monster mit Löwengesichtern, vielarmige Wesen mit blitzenden Zähnen. Er nahm einfach mal das Schlimmste an. Die politische Debatte von heute ist voller Seeungeheuer.

Könnte man nicht – Gordon Allport folgend – die einander Hassenden miteinander in Kontakt bringen? Linke mit Rechten? Homophobe mit Homosexuellen? Arme mit Reichen? Junge Migrantinnen mit alten weißen Männern? Würden all diese Menschen, anstatt in ihren Filterblasen zu verharren, sich öffnen für die anderen, dann würde der politische Hass doch aus der Gesellschaft verschwinden, oder?

Ganz so einfach ist es leider nicht.

Es wäre wie bei jenen 27 Schülern aus Ohio. Zwanzig von ihnen waren nach der Klassenfahrt beliebter als vorher. Vier Schüler aber waren in derselben Zeit unbeliebter geworden. Auch bei ihnen hatte der Kontakt Vorurteile zertrümmert. Aber eben keine negativen, sondern positive. Ihre Klassenkameraden hatten ein zu gutes Bild von ihnen gehabt. Der intensivere Kontakt hatte ihnen das deutlich gemacht.

In diesen Fällen führte Kontakt zu Konflikten, die es ohne ihn nicht gegeben hätte. Eine Gesellschaft, in der Kontakt zwischen Andersdenkenden die Regel und nicht die Ausnahme

wäre, wäre also keine Friede-Freude-Eierkuchen-Welt. Auch in ihr gäbe es Konflikte, allerdings nur solche, die auf tatsächlichen Unterschieden beruhen und nicht auf eingebildeten, auf Interessengegensätzen und nicht auf Vorurteilen.

Jetzt könnte man einwenden: Eingebildet oder tatsächlich ist doch egal, Konflikt ist Konflikt, Hass ist Hass. Nein, ist es nicht. Denn Konflikte, die auf tatsächlichen Unterschieden beruhen, sind seltener. Zwanzig Schüler wurden beliebter, vier unbeliebter. Es verschwanden mehr alte Konflikte, als neue entstanden. Unter dem Strich war das Ergebnis positiv.

Außerdem haben tatsachenbasierte Konflikte einen grundsätzlichen Vorteil: Sie richten sich gegen ein Individuum. Gegen den Nachbarn, der seinen Rasen nicht mäht. Gegen den Ehepartner, der fremdgeht. Gegen den einen Flüchtling, der tatsächlich kriminell, gegen den einen AfD-Wähler, der tatsächlich Nazi ist. Nicht gegen alle Nachbarn, alle Ehepartner, alle Flüchtlinge, alle AfD-Wähler. Tatsachenbasierte Konflikte suchen das Kleine, den Einzelnen.

Vorurteilsbasierte Konflikte dagegen suchen das Große, die Masse, sie streben nach außen wie Supernovas: Flüchtlinge sind kriminell, Muslime sind Terroristen, und AfD-Wähler sind Nazis. Immer weitet das Vorurteil den Konflikt aus auf viele Unschuldige. Eine Kontakt-Gesellschaft wäre also nicht konfliktfrei, aber insgesamt doch friedlicher, ruhiger, aufgeräumter.

Jamal traf sich fast drei Jahre lang mit Erhan Kilic. Schrittweise fand er zurück ins Leben. Er heiratete und ließ sich wieder scheiden. Er schloss ein Studium ab und begann das nächste. Derzeit schreibt er seine Bachelorarbeit. Manchmal erreichen ihn, meistens über Thorleif Link, Einladungen. In Nairobi sprach er vor kenianischen Geheimdienstlern über seine Geschichte, in Nizza vor französischen Polizisten, in Washington mit amerikanischen NGOs, in Brüssel mit Mitarbeitern der EU. Journalisten aus den USA, Japan und Schweden interviewten ihn. Er sagt, je mehr er redet, desto weniger werden die anderen gehört, diejenigen, die Hass mit Hass bekämpfen und deswegen noch mehr Hass schaffen.

An einem Tag im Jahr 2016 klingelte Jamals Handy, er sah Thorleif Links Nummer. Der Polizist fragte ihn, ob er für einen Jungen tun wolle, was Erhan Kilic für ihn getan hatte. Jamal wurde Mentor eines Teenagers, der ihn in seiner Gesellschaftswut an sein früheres Ich erinnerte. Ein Bruder des Jungen war im Kampf für den IS in Syrien gestorben. Manchmal erzählte Jamal diesem Jungen vom unverschämten Glück, das er selbst gehabt habe. Er sagte, dass er wahrscheinlich tot wäre und dass er vielleicht getötet hätte, wäre er den Weg weitergegangen, den er eingeschlagen hatte. Demnächst wird die Mentor-Beziehung enden, der Junge ist 17 Jahre alt, und die Polizei hält ihn für stabil.

HINTER DER GESCHICHTE

Die Recherche: Der Autor traf den ehemaligen Islamisten Jamal im Sommer 2018, als er für ein Buch recherchierte. Für diesen Text sprach er ihn noch einmal. Jamals richtiger Name ist der Redaktion bekannt.

Das Buch: *180 Grad – Geschichten gegen den Hass* erscheint am 28. August im Verlag C. H. Beck. Darin beschreibt Berbner, wie Gesellschaften es geschafft haben, Spaltungen zu überwinden und Hass zu lindern, indem sie mehr Kontakt zwischen ihren Bürgern herbeigeführt haben. Begleitend gibt es einen Podcast, zu hören ab sofort in der ARD-Audiothek und unter www.hundert-achtzig.de [<http://www.hundert-achtzig.de/>], ab dem 22. August auch auf den meisten Podcast-Plattformen.